

NICOLA MARNI

TODESFAHRT

NICOLA MARNI

TODESFAHRT

THRILLER

PAGE  TURNER



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage
Copyright © 2011
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Regine Weisbrod
Gesetzt aus Janson Antiqua bei omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-20374-1

www.pageundturner-verlag.de

ERSTER THEIL

EIN NEUER AUFTRAG

Qusay hob den Kopf und starrte auf die Hügel, die das Dorf umgaben. »Aqil! Hast du das eben gehört?«

»Was denn? Da draußen ist alles ruhig«, behauptete sein Kamerad, griff aber dennoch zum Feldstecher und suchte den Horizont ab.

»Nichts«, bestätigte er sich selbst und grinste so, dass seine weißen Zähne im Mondlicht blitzten. »Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen. Schließlich ist General Iqbals Brigade keine drei Meilen von hier stationiert. Da werden diese verdammten Mordbrenner nicht so verrückt sein, unser Dorf anzugreifen. Iqbals Kämpfer wären sofort hier und würden den Kerlen kräftig einheizen!«

Da Qusay immer noch beunruhigt schien, stieß er ihm lachend den Ellbogen in die Rippen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. »Ich habe gehört, du willst Jamanah zur Frau nehmen. Da brauchst du aber diese komischen Schuhe mit den hohen Absätzen, wie sie die Amerikanerinnen tragen. Sonst kann sie auf dich herabschauen.«

Der Hinweis auf die junge Frau, der er nicht einmal bis zum Kinn reichte, ließ Qusay theatralisch aufstöhnen. »Freiwillig würde ich die niemals heiraten! Aber mein Vater lässt mir keine Wahl. Ich sage ja nicht, sie sei hässlich. Aber warum muss sie so lang sein? Außer ihrem Vater überragt sie jeden Mann im Dorf!«

Aqil gluckste vergnügt, als er sich das Paar vorstellte. Er selbst war deutlich größer als sein Freund und doch nicht ganz so hochgewachsen wie die älteste Tochter des Dorfoberhauptes.

»Ihr müsstet die Rollen tauschen, sodass Jamanah als Mann auftritt und du als Frau«, spottete er.

Mit einem wütenden Aufschrei rammte Qusay ihm den Kolben seiner Kalaschnikow AK-47 in den Bauch.

»Bist du verrückt geworden?«, rief Aqil empört.

Sein Freund hob die Hand. »Sei still! Da tut sich etwas.«

Aqil glaubte, Qusay wollte ihn nur daran hindern, ihm den Stoß heimzuzahlen, und schüttelte den Kopf. Doch dann vernahm er es selbst. »Motorengeräusche! Wer kann das sein?«

»Vielleicht schickt General Iqbal jemand zu uns.«

»Hoffentlich!« Aqil lud seine Kalaschnikow durch und sah angespannt zu den Hügeln. Nichts. Doch mittlerweile bestand kein Zweifel daran, dass das Motorengeräusch rasch näher kam.

»Siehst du Scheinwerferlicht?«, fragte Qusay.

»Nein!«

»Dann kann es kein Bote Iqbals sein. Los, wir geben Alarm!« Qusay hob seine Kalaschnikow und gab drei Schüsse ab.

Während die Menschen im Dorf aus dem Schlaf schreckten, flammten keine tausend Meter entfernt zahlreiche Scheinwerferpaare auf. Gaspedale wurden durchgetreten, und etliche Pritschenwagen rasten auf das Dorf zu. Die auf den offenen Ladeflächen stehenden Männer feuerten die dort montierten Mörser und Maschinengewehre ab.

Qusay und Aqil sahen die Leuchtspurgarben auf sich zukommen. Ihr Wachturm wurde getroffen und ging in Flammen auf. Es gelang Qusay noch, herabzuspringen, aber er brach sich beim Aufprall das Bein. Seine Kalaschnikow als Krücke benutzend humpelte er auf das Dorf zu. Doch nach den ersten Schritten geriet er in den Lichtkreis eines Autos, und die Angreifer schossen auf ihn. Als es in seinem Rücken einschlug und er langsam nach vorne sank, fuhr ihm der absurde Gedanke durch den Kopf, dass er Jamanah nun nicht würde heiraten müssen.

ZWEI

Noch während die aus dem Schlaf gerissenen Männer ihre Waffen packten und die aus Lehm und Dornengestrüpp errichtete Wehrmauer des Dorfes zu erreichen versuchten, steckten die Angreifer das knochentrockene Gestrüpp in Brand und schleuderten Fackeln auf die einfachen Hütten und Zelte. Flammen loderten auf, und Frauen und Kinder flohen kreischend vor dem Feuer.

Gleichzeitig durchbrachen die Männer mit ihren Pritschenwagen das Tor der Siedlung und schossen auf alles, was sich bewegte. Die Dorfbewohner versuchten, das Feuer zu erwidern, doch ihre Abwehr kam zu spät und war wenig durchschlagskräftig. Zum einen verfügten sie nur über Kalaschnikows und alte Baikal-Karabiner, zum anderen gab ihnen der Feind keine Möglichkeit mehr, ihren Widerstand zu organisieren.

Als sie erkannten, dass sie auf verlorenem Posten standen, flohen die Ersten in der Hoffnung, im Schutz der Dunkelheit entkommen zu können. Doch die Scheinwerfer der Pritschenwagen tauchten die Umgebung des Dorfes in gleißendes Licht, und die Geschosse der Angreifer waren schneller als die Fliehenden. Männer, Frauen und Kinder wurden von Maschinengewehrgarben niedergemäht.

Etliche Dutzend Angreifer sprangen von den Pritschenwagen, durchkämmten den Ort und töteten alles, was vor die Läufe ihrer Waffen geriet. Alle Hütten wurden in Brand gesetzt.

Als das Gemetzel in vollem Gange war, rollte ein großer, moderner Geländewagen heran. Vor dessen Schiebedach war ebenfalls ein schweres Maschinengewehr befestigt. Allerdings wurde diese Waffe nicht von einem Mann im braungefleckten Tarnanzug bedient, sondern von einer jungen Frau, deren Kleidung nur ihr Gesicht von den Augen bis zum Kinn frei

ließ. Sie feuerte mit tödlicher Präzision auf die wenigen Überlebenden des Dorfes, die vor Angst erstarrt in Ecken kauerten oder hilflos umherirrten.

Eben wollte sie eine junge Frau unter Feuer nehmen, die mit einem Säugling auf dem Arm im Zickzack zwischen zwei brennenden Hütten hindurchstürmte. »Halt, nicht schießen! Fahr sie um«, klang da eine befehlsgewohnte Frauenstimme aus dem hinteren Teil des Wagens auf.

Sofort gab die Fahrerin Gas und schoss so knapp an einer in Flammen stehenden Hütte vorbei, dass glimmende Holzstückchen durch die Dachluke ins Wageninnere fielen. Während die Frau auf dem Rücksitz schallend lachte, packten zwei ihrer Begleiterinnen die Stücke, bevor sie die Sitzpolster in Brand setzen konnten, und warfen sie ins Freie.

Unterdessen hatte die fliehende Frau ihre motorisierten Verfolger bemerkt und schlug einen weiteren Haken. Doch eine brennende Hütte versperrte ihr den Weg. Der Geländewagen streifte sie und schleuderte sie zu Boden, und bevor sie wieder auf die Beine kam, waren drei Männer über ihr und packten sie.

Der Geländewagen hielt an, die hintere Seitentür wurde geöffnet, und eine Frau in einem langen, dunkelroten Kleid und mit einem grünen Schal um den Kopf stieg aus.

»Stellt sie auf die Beine!«, befahl sie.

Die drei Männer gehorchten sofort. Einer entriss der Gefangenen das Kind, das diese an sich gepresst hatte, und schleuderte den schreienden Säugling ins Feuer.

»Nein!«, brüllte die Frau verzweifelt und wollte sich losreißen. Doch gegen drei Männer kam sie nicht an. Ein paar Augenblicke hallte das schmerzerfüllte Schreien des Kindes durch die Nacht, dann waren nur noch das Prasseln der Flammen und das Geräusch der im Leerlauf drehenden Motoren zu hören.

Nun nahmen die Männer ihre Gefangene näher in Augen-

schein. Sie waren gewiss keine Zwerge, doch keiner von ihnen reichte ihr weiter als bis an die Nasenwurzel.

»Das ist ja eine Riesin!«, rief einer.

»Darum habe ich sie ja auch nicht erschießen lassen«, erklärte seine Anführerin spöttisch.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte sie dann die Gefangene mit leiser, aber schneidender Stimme.

Diese schüttelte den Kopf. »Nein! Ich weiß nur, dass du eine elende Mörderin bist, die nicht einmal Kinder verschont. Du sollst in der siebten Hölle brennen, so wie mein Bruder verbrennen musste.« Der Gedanke an seinen Tod trieb Jama-nah die Tränen in die Augen.

»Dann sperre die Ohren auf. Ich bin Sultana Sayyida, und das hier ist mein Land. Ihr elenden Isaaq habt hier nichts verloren. Sag das deinen Leuten! Wenn ich zurückkehre und diese Provinz es wagt, sich mir nicht zu unterwerfen, werden meine Krieger euren gesamten Stamm von dieser Erde fegen!«

Das Gesicht der hochgewachsenen Gefangenen war von Hass verzerrt, und sie spie Sayyida ins Gesicht. »Du lügst! Das hier war, ist und wird immer das Land des Isaaq-Volkes sein. Du wirst nicht einmal so viel Land bekommen, dass es für dein Grab reicht!«

Die Frau, die sich selbst als Sultana bezeichnete, wischte sich mit dem Handrücken das Gesicht ab. »Das wirst du mir bezahlen ... Nehmt sie, Männer. Sie gehört euch!«

Der älteste der drei Männer, die die Gefangene festhielten, zog ein zweifelndes Gesicht. »Die Zeit werden wir nicht haben, Sultana. Mich wundert ohnehin, dass Iqbals Leute noch nicht hier sind. Sie müssen doch die Schüsse gehört haben und die Feuer sehen.«

»Iqbals Männer sind wie Hunde ohne Zähne. Sie wagen nicht einmal zu kläffen, wenn sie den Ruf des Löwen hören!« Sayyida machte eine verächtliche Geste, wusste jedoch, dass

der Mann recht hatte. »Nehmt sie mit auf euren Wagen. Und nun fort von hier!«

Mit diesen Worten stieg sie in ihr Auto, dessen Fahrerin sofort losfuhr. Die drei Männer sahen sich kurz an. Im nächsten Moment setzte der jüngste von ihnen der Gefangenen die Mündung auf die Stirn. »Wenn du Zicken machst, drücke ich ab.«

»Tu's doch, du Feigling!«, zischte sie.

Er lachte nur und zerrte sie zusammen mit seinen Kumpanen zu ihrem Pritschenwagen. Die beiden Männer, die bereits oben standen, hoben die sich erbittert Wehrende hoch und hielten sie fest, bis ihre Kameraden aufgestiegen waren. Kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, warfen die Männer die Frau auf den Rücken und rissen ihr die Kleidung vom Leib. Schon warf sich der Erste auf sie und zwang ihr die Beine auseinander.

Jamanah war größer als er und für eine Frau recht kräftig. Aber von vier Männern festgehalten blieb ihr nichts anderes übrig, als das, was nun geschah, stumm zu ertragen. Sie vernahm das Keuchen ihres Vergewaltigers, sah sein verzerrtes Gesicht über sich und biss die Zähne zusammen. Den Triumph, sie um Gnade flehen zu hören, würde sie ihm nicht gönnen.

Doch als sie die Augen schloss, sah sie sogleich wieder die Szene vor sich, in der dieser Mann ihren kleinen Bruder ins Feuer geworfen hatte, und der letzte Schrei des Kindes hallte in ihrem Kopf wider, als wolle er nie wieder enden. Sie sah ihre Mutter, wie sie blutüberströmt in die Flammen fiel, sah all die verkrümmten, von Geschossgarben zerfetzten Leiber von Verwandten und Freunden vor sich, über die sie hatte springen müssen, in dem vergeblichen Versuch, den einzigen Sohn ihres Vaters zu retten.

Stumm verfluchte sie General Iqbal, der die Grenzregion hätte beschützen sollen. Seine Leute mussten die Schüsse ver-

nommen haben, und der motorisierten Brigade wäre Zeit genug geblieben, zu ihrem Dorf zu fahren und wenigstens einen Teil der Einwohner zu retten.

Als ihr Vergewaltiger von ihr abließ und der Nächste sich auf sie wälzte, kehrten ihre Gedanken für einen Augenblick wieder in die Gegenwart zurück. Sie schlug die Augen auf, bis sich ihr die Gesichter der Banditen eingebrannt hatten. Diese Bestien, so schwor sie sich, würde sie niemals vergessen.

Der MG-Schütze, der wachsam geblieben war, deutete plötzlich nach hinten. »Ich sehe Fahrzeuge auf das Dorf zu kommen. Wenn wir nicht schneller fahren, holen sie uns ein.«

Jamanah betete darum, dass dies geschah. Doch der Mann, der eben noch auf ihr gelegen hatte, stand sogleich auf. »Wir haben unser Vergnügen gehabt. Werft sie vom Wagen und haltet euch fest, damit wir rascher von hier fortkommen.«

»Runter mit ihr!« Einer der Männer öffnete die hintere Bordwand und versetzte Jamanah einen Stoß. Sie kollerte vom Fahrzeug und schlug hart auf der trockenen Erde auf. Gleichzeitig gab der Fahrer Gas, und sie sah die Rücklichter des Pritschenwagens schnell kleiner werden.

DREI

Jamanah schmerzte die linke Seite so, dass sie kaum atmen konnte. Während sie zusammengerollt auf dem Boden lag, drehten sich die Bilder in ihrem Kopf in einem wilden Reigen. Ganz deutlich sah sie Sayyida vor sich, eine junge Frau mit einem schönen hellbraunen Gesicht und geheimnisvollen dunklen Augen, der man niemals zugetraut hätte, dass sie ihre Leute gnadenlos zum Morden anstachelte.

Sie sah ihren kleinen Bruder vor sich, der von den gewissenlosen Mördern in die brennende Hütte geworfen worden war.

Nun war der kleine Ra'd ebenso tot wie ihr Vater, ihre Mutter und ihre Schwestern. Als der Schmerz über den Verlust ihrer Angehörigen unerträglich wurde, schrie sie vor Trauer und Wut, bis ihr die Stimme versagte.

Da hörte sie Motorengeräusche und glaubte, die Angreifer wären zurückgekommen, um auch sie zu töten. Sie blickte nicht einmal mehr auf, sondern wartete fast gleichgültig auf die tödliche Kugel. Ein Wagen blieb neben ihr stehen, und sie vernahm zornige Stimmen. Vorsichtig hob sie den Kopf und sah einen Jeep vor sich, der mit einem Maschinengewehr ausgerüstet war. Die Männer darauf trugen ebenfalls braungefleckte Tarnuniformen, doch auf ihren Ärmeln entdeckte sie das grün-weiß-rote Abzeichen mit dem schwarzen Stern, das sie als Angehörige der Streitkräfte von Somaliland kennzeichnete. Also handelte es sich um Soldaten von Iqbals Brigade, deren Aufgabe es gewesen wäre, ihr Heimatdorf zu beschützen.

»Die Frau lebt noch!«, hörte sie einen von ihnen rufen.

Jamanah stemmte sich auf die Ellenbogen und starrte die Männer mit tränenblinden Augen an. »Warum habt ihr uns nicht geholfen? Jetzt sind alle tot.«

»Wir sind so schnell gekommen, wie wir konnten«, antwortete einer der Soldaten. »Jemand hat uns mit einer offenbar fingierten Nachricht eines Überfalls fünfzehn Meilen nach Süden gelockt. Aber dort war alles ruhig. Auf dem Rückweg haben wir Schüsse gehört und den Widerschein des brennenden Dorfes gesehen. Auch unsere anderen Wagen werden gleich hier sein. Dann folgen wir diesen Schuften und werden ihnen alles heimzahlen.«

Der Soldat war außer sich vor Wut, dass er und seine Kameraden von Marodeuren an der Nase herumgeführt worden waren. Die Strecke, die sie von dem Dorf weggelockt worden waren, bedeutete bei diesen Wegverhältnissen fast eine Stunde Fahrt. Jamanah ahnte, dass der Überfall selbst höchstens die Hälfte der Zeit gedauert hatte.

Mit zusammengebissenen Zähnen stand sie auf und stolperte auf den Jeep zu. Für einen Augenblick sah es so aus, als wolle der Offizier sie zurückstoßen. Dann ließ er es zu, dass sie sich gegen das Fahrzeug lehnte und mit einer Hand nach der Uniformjacke griff, die einer seiner Männer abgelegt hatte.

Jamanah zog die Jacke mit schmerzverzerrtem Gesicht an und deutete dann auf ihre nackten Beine. »Habt ihr etwas, mit dem ich mich bedecken kann?«

Die Soldaten sahen sich kurz an, endlich warf ihr einer eine Decke zu. »Hier! Willst du auch etwas zu essen?«

»Nein! Hunger verspüre ich nicht mehr.« Nur Hass, setzte Jamanah für sich hinzu und taumelte in Richtung ihres Dorfes davon.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und folgte den Mördern, allerdings so langsam, dass er sie niemals einholen würde. Die Männer warteten wohl, bis die anderen Fahrzeuge der Brigade aufgeschlossen hatten, um die Bande in voller Stärke verfolgen zu können. Doch auch als sie die ersten Gelände- und Pritschenwagen auf sich zukommen sah, zweifelte Jamanah daran, dass General Iqbals Soldaten die Feinde noch einholen konnten. Sayyida und ihre Leute hatten wie ein Blitz zugeschlagen und waren genauso schnell wieder verschwunden.

Ein zweiter Jeep blieb neben ihr stehen. Jamanah erkannte General Iqbal an seiner braunen Uniform mit den mit Sternen besetzten Achselstücken.

»He, du da!«, sprach er sie an. »Haben euch puntländische Milizen überfallen oder die verdammten Warsangeli aus Sanaag?«

»Das müssen Sie diese Mörder schon selbst fragen«, gab Jamanah herb zurück. »Ich weiß nur, dass eine Frau sie anführt, die sich Sultana Sayyida nennt. Auf ihren Befehl haben diese Hunde alle im Dorf umgebracht!«

»Und warum bist du noch am Leben?«, fragte der General. Jamanah richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und sah ihn

schlucken. »Weil die Frau jemanden am Leben lassen wollte, um Ihnen zu sagen, dass Sultana Sayyida dieses Land als ihr Eigentum ansieht und wir Isaaq von hier verschwinden sollen.« Ihre Stimme wurde leiser. »Ich wollte, die Kerle hätten auch mich umgebracht.«

»Haben sie dich vergewaltigt?«, fragte Iqbal.

Jamanah schwieg, das war ihm Antwort genug. »Wir kriegen die Schurken. Das verspreche ich dir! Geh du zu Verwandten, die sich um dich kümmern sollen.«

Jamanah las in seinem Gesicht, was er dachte: Armes Ding! Mit deiner Körpergröße – und dann auch noch geschändet – wirst du dich wohl mit Betteln durchschlagen müssen.

Wie es aussah, betrachtete er sie bereits als Hure, die sich heimlich mit irgendwelchen Männern in die Büsche schlug, um nicht zu verhungern.

Sie ballte die Fäuste. Vorhin war sie mit Gewalt gezwungen worden, unter zwei Männern zu liegen. Freiwillig würde sie das niemals mehr in ihrem Leben tun. Kurz entschlossen griff sie in den Jeep, nahm einem der Männer die Waffe ab und zerrte an dessen Patronengurt.

»He! Was soll das?«, rief der Soldat empört.

»Ich will nicht länger hilflos sein«, antwortete Jamanah mit kalter Stimme.

Der Soldat wollte weder das Gewehr noch die Patronen loslassen, doch da machte sein Anführer eine wegwerfende Handbewegung. »Lass ihr die Waffe!«

»Einer Frau?«, rief der Soldat empört, warf aber nach einem kurzen Blick auf den General die Kalaschnikow und den Patronengurt Jamanah vor die Füße.

Während sie sich danach bückte, gab der General den Befehl zur Weiterfahrt. Unterdessen hatten die übrigen Fahrzeuge der Brigade aufgeholt, und die Verfolgungsjagd begann. Jamanah wünschte den Männern, sie würden die Mörder einholen und die Toten rächen. Doch sie fürchtete, dass der Ge-

neral dieser Blutsäuferin, die sich Sultana Sayyida nannte, und ihrer Bande nicht gewachsen war.

VIER

Als Jamanah ihr Dorf erreichte, stellte sie fest, dass nicht alle Bewohner durch die Mordbrenner umgebracht worden waren. Einige waren geistesgegenwärtig genug gewesen, sich während des Überfalls tot zu stellen, und hatten auf diese Weise überlebt. Die meisten waren jedoch verwundet, manche so schwer, dass sie kaum Chancen hatten durchzukommen.

Zunächst hatte Jamanah gehofft, dass sich wenigstens einer ihrer engsten Verwandten unter den Überlebenden befinden könnte. Doch als sie die lange Reihe der Toten abschrift, die von den Überlebenden zusammengetragen worden waren, fand sie ihre Eltern und alle ihre Schwestern unter ihnen. Anders als die übrigen Frauen, die ihre Trauer mit lauten Schreien und Wehklagen zeigten, weinte sie stumm, während sie den Lauf ihrer Kalaschnikow umklammerte.

Die Blicke, die man Jamanah zuwarf, waren eindeutig. Alle wussten mittlerweile, dass diese Teufelin sie ihren Schuftan überlassen hatte. Sie las Mitleid in ihnen, aber auch Abscheu. Immerhin hatte sie unter den Männern gelegen, die hier für ein Blutbad gesorgt hatten.

Baha, der Vater ihres Verlobten Qusay, stieß bei ihrem Anblick ein Schimpfwort aus und kehrte ihr den Rücken zu. Er tut so, als hätte ich mich diesen Kerlen freiwillig hingegeben, nur um mein Leben zu retten, durchfuhr es Jamanah. Gewiss würde er dafür sorgen, dass die anderen ebenso dachten. Damit war der Krug ihres Lebens zweifach in Scherben gegangen. Ihre Familie war tot und sie selbst als Außenseiterin gebrandmarkt. Im Grunde war sie das immer gewesen, seit sie

nicht aufgehört hatte zu wachsen und schließlich größer geworden war als alle Männer im Dorf mit Ausnahme ihres Vaters. Darunter hatte sie immer schon gelitten, doch wenn die anderen sie aus ihrer Gemeinschaft ausstießen, würde sie dies auch das Leben kosten.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, als der Soldat auf sie zuzuging, den General Iqbal im Dorf zurückgelassen hatte, um den Überlebenden zu helfen. Er zeigte auf ihr Schnellfeuer-
gewehr.

»Kannst du damit überhaupt umgehen?«

Statt einer Antwort entsicherte Jamanah die Waffe und lud durch. Ihr Vater hatte sie das gelehrt. Mit dem Zeigefinger am Abzug hob sie die Waffe, bis sie auf den Bauch des Soldaten gerichtet war.

Der Mann hob abwehrend die Hände und wich ein paar Schritte zurück. »Mach keinen Unsinn, Mädchen!«, rief er, er schien zu befürchten, sie wäre im Begriff, durchzudrehen.

Jamanah senkte die Kalaschnikow und schob den Sicherungshebel vor. »Wie du siehst, weiß ich durchaus, wie ich mit dieser Waffe einen Mann töten kann – und auch eine Frau!«

Wieder tauchte die Anführerin der Mordbande vor ihrem inneren Auge auf, und sie spürte einen Hass, der sie schier versengte.

»Ich werde die Blutsäuferin töten«, erklärte sie dem Soldaten.

»Du meinst die Frau, die hier einige gesehen haben wollen?« Der Mann machte eine abfällige Handbewegung, denn er glaubte nicht, dass die feindlichen Krieger einer Frau gefolgt waren. In seinen Augen war deren Auftauchen nur ein Versuch der Warsangeli, Verwirrung zu stiften. Darauf deutete auch der Name hin, den sie genannt haben sollte. Fünf Überlebende hatten ihn anders verstanden. Nur den Begriff Sultana hatten alle bestätigt. Doch die Zeiten eines Sultans oder einer Sultana waren auch in Somalia schon lange vorbei.

Mit einem verächtlichen Grunzen ließ er das verrückt gewordene Mädchen stehen und schnauzte die Dorfbewohner an: »Begrabt endlich die Toten! Danach bringen wir euch nach Dhur Cilaan in Sicherheit, obwohl das gar nicht mehr nötig sein dürfte. Unser General wird diese Schurken stellen und vernichten. Verlasst euch drauf!«

Einige Dörfler nickten, doch Jamanah glaubte den Beteuerungen nicht. Die Sache war gewiss nicht so einfach, wie der Soldat behauptete. Doch es half nichts, darüber nachzusinnen, und so durchsuchte sie die niedergebrannten Reste der elterlichen Hütte. Sie fand jedoch nichts mehr, was des Mitnehmens wert gewesen wäre. Nun bestand ihr gesamter Besitz aus der Decke, die ihr als Rock diente, dem Militärhemd und der Kalaschnikow. Selbst die Ziegen und Schafe, die ihrem Vater gehört hatten, waren von den Banditen erschossen worden oder in die Steppe geflohen.

»Wenn ich nicht verhungern will, muss ich nach den Tieren suchen«, sagte sie sich.

Vorher aber galt es, ihre Pflicht gegenüber ihren Toten zu erfüllen. Daher suchte Jamanah so lange, bis sie eine noch brauchbare Hacke fand, und machte sich daran, eine Grube zu graben, in der sie ihre Eltern und Geschwister beerdigen konnte.

F Ü N F

Franz Xaver Wagner blickte zornig auf Henriette von Tarow herab. »Meine Entscheidung steht, und Sie haben sie zu akzeptieren!«

Während Henriette enttäuscht die Lippen zusammenpresste, trat Torsten Renk neben sie. »Ich kann Leutnant von Tarow verstehen, Herr Major. Immerhin bilden wir ein erfolg-

reiches Team, und ich finde es nicht richtig, dass wir getrennt werden.«

»Die militärischen Ränge können Sie sich schenken, Herr Renk. Nach der letzten Umstrukturierung sind wir eine zivile Abteilung, die ihre Aufträge nur noch in Ausnahmefällen von der Führungsspitze der Bundeswehr erhält. In erster Linie sind wir dem Kanzleramt unterstellt. Dadurch haben sich auch unsere Aufgaben geändert, und wir müssen uns intern neu aufstellen. Also werden Sie morgen nach Afrika fliegen, während Frau von Tarow hierbleibt und zusammen mit Frau Waitl, Herrn Borchart und mir unser neues Hauptquartier einrichtet.«

Henriette hätte am liebsten mit dem Fuß aufgestampft, doch sie hielt sich im Zaum. »Ich bleibe dabei. Es ist nicht fair, dass ich nicht mitfliegen darf. Gerade bei diesem Auftrag hätte ich sehr viel lernen können.«

Wagner lief rot an. »Unfair oder nicht, Sie bleiben! Renk ist auf dem Weg in ein Hornissennest. Für Sie ...«

Empört fuhr Henriette auf. »Jetzt sagen Sie nur, es wäre dort zu gefährlich für mich! Es scheint, ich bin für Sie doch nur das Generalstöchlein, das man keiner Gefahr aussetzen darf.«

»Jetzt bist du ungerecht«, warf Torsten ein. »In Belgien bist du nicht nur einmal in Lebensgefahr gewesen.«

»Und warum muss ich ausgerechnet jetzt hierbleiben?«

Wagner verdrehte die Augen. »Aus sozialen Gründen! Renks Auftrag führt ihn in ein islamisches Land, und Moslems sind nun mal nicht begeistert davon, wenn eine Frau ihnen beibringen will, wie man andere Leute umbringt. Das sehen sie nämlich als ureigene Männerdomäne an. Wäre es anders, würde ich Sie unbesehen mitschicken, selbst wenn Ihr Vater der Kaiser von China wäre und nicht nur ein Generalmajor a. D. der Bundeswehr. Und jetzt ist Schluss! Wir haben hier anderes zu tun, als Ihre Empfindlichkeiten zu pflegen.«

Er deutete auf Torsten. »Renk, Sie fliegen morgen Mittag mit einer Linienmaschine von Frankfurt nach Addis Abeba. Von dort aus geht es mit einer einheimischen Airline weiter nach Dire Dawa. In dieser Stadt treffen Sie Ihren Gewährsmann. Er heißt Omar Schmitt und ist der Sohn einer Deutschen und eines Somali. Schmitt ist in Deutschland aufgewachsen, hat hier studiert und war zwei Jahre als Freiwilliger bei der Bundeswehr. Vor drei Jahren ist er in die Heimat seines Vaters ausgewandert, um beim Aufbau von Somaliland mitzuhelfen. Mittlerweile gehört er zum Beraterstab des Präsidenten und ist gleichzeitig unser Mann vor Ort. Sie werden ihm helfen, eine Antiterrorereinheit aufzustellen. Bisher sind die Streitkräfte der Republik Somaliland beim Kampf gegen Terroristen überfordert, und das wollen wir ändern.«

Torsten nickte unwillkürlich. Diese Aufgabe war ebenso reizvoll wie gefährlich. Trotzdem hätte er sich gewünscht, Henriette an seiner Seite zu haben. Ihre Fähigkeiten im waffenlosen Kampf waren unerreicht und hätten auch dem stolzesten Somalikrieger Achtung abgenötigt. Er verstand jedoch, dass sein Vorgesetzter nichts unternehmen wollte, was ihre Verbündeten am Horn von Afrika verärgern könnte.

»Schätze, Petra wird mir bis morgen früh ein Dossier zusammenstellen, in dem ich alles über meinen Einsatz erfahre.«

Wagner nickte. »Sie hat schon damit angefangen. Sie werden die SD-Card, die Sie von ihr bekommen, allerdings erst in Dire Dawa in Ihren Laptop laden und die Informationen lesen. Aber damit Sie uns bei Ihrer Ankunft nicht blamieren, hat Frau Waitl einen kurzen Vortrag zusammengestellt, den wir uns alle zusammen anschauen werden. Vielleicht begreift Frau von Tarow dann, weshalb sie hierbleiben muss!«

Der letzte Satz klang reichlich bärbeißig, denn im Grunde gefiel es Wagner ebenfalls nicht, Henriette und Torsten, die sich als Team ausgezeichnet bewährt hatten, auseinanderreißen zu müssen. Seine Anweisung lautete jedoch, auf die Emp-

findlichkeiten der Somalis Rücksicht zu nehmen, und die Leute waren, wie er aus leidvoller Erfahrung wusste, wahrlich heikel.

Eine übergewichtige Frau mit kurzen schwarzen Haaren und wachen Augen trat in den Raum und kam ohne Begrüßung zur Sache. »Die Lehrstunde findet im Kino statt. Also kommt, Kollegen! Kann mir jemand schnell noch eine Dose Cola und eine Tüte Popcorn besorgen?«

Wagner stieß einen Laut aus, der wie das Knurren eines Dobermanns klang. »Soll das ein Witz sein, Frau Waitl? Dann werde ich später darüber lachen. Sie wissen genauso gut wie wir, dass wir bislang nur die notwendigste Ausrüstung im Haus haben – und dazu gehört nach Ansicht der Planer nicht einmal ein Getränkeautomat.«

»Die Versorgung mit Flüssigkeit und Kalorien ist für mein Gehirn lebensnotwendig!«, antwortete Petra Waitl. »Daher haben Henriette und ich die Initiative ergriffen und einen gebrauchten Kühlschrank und eine Espressomaschine besorgt. Bis die Küche eingerichtet werden soll, dauert es nämlich noch zwei Wochen.«

»Eigentlich hätte ich ja erwartet, Sie mit Ihren Fähigkeiten manipulieren die Computer des Küchenausstatters so, dass er diese Arbeit vorzieht«, konterte Wagner und freute sich, weil es ihm gelungen war, wenigstens bei ihr das letzte Wort zu behalten.

Petra drehte sich abwinkend um und ging vor den anderen in den Vortragsraum hinüber, während Henriette in der improvisierten Küche verschwand und mit mehreren Dosen Cola und einigen Tüten zurückkehrte.

»Wie Sie sehen, sind wir recht gut ausgestattet, Herr Wagner«, sagte sie spöttisch und reichte Cola und Erdnüsse an Torsten sowie an Hans Borchart weiter. Petra erhielt zu ihrer Cola einen großen Beutel Popcorn, und die letzte Dose behielt Henriette für sich.

»Und was ist mit mir?«, beschwerte Wagner sich.

»Tut mir leid, aber als ich Sie vorgestern fragte, ob Sie unserer Versorgungsgemeinschaft beitreten wollen, haben Sie gemeint, Sie hätten keine Zeit für einen solchen Unsinn«, gab Petra zuckersüß zurück.

»Ich dachte, Sie hätten Lottogemeinschaft gesagt«, knurrte Wagner verärgert. Ihr neues Hauptquartier befand sich am Rand eines Industriegebiets in einem der nordöstlichen Vororte Münchens. Von ihren Büros aus konnten sie den Flughafen Franz Josef Strauß mit dem Auto in wenigen Minuten erreichen. Eine Bäckerei aber war erst in mehr als zweitausend Metern Fußmarsch zu finden, und ein brauchbarer Supermarkt versteckte sich in vierfacher Entfernung hinter ausgedehnten Wohnvierteln, in denen man nur Tempo 30 fahren durfte.

»Ich werde mir eine Pizza samt Cola vom Pizzaservice bringen lassen!« Wagner versuchte, Souveränität zu zeigen, und brachte die beiden Frauen damit zum Kichern.

»Was ist jetzt schon wieder los?«

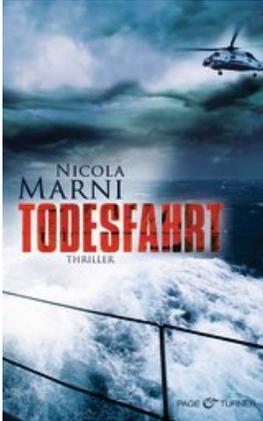
»Der nächste Pizzadienst fährt dieses Kaff erst ab einer Bestellmenge von fünfundzwanzig Euro an. Ob eine Pizza und eine Cola da reichen?«, antwortete Henriette vergnügt. Auch wenn es nur eine kindische Revanche dafür war, von Wagner für diesen Einsatz nicht mit ausgewählt worden zu sein, machte es ihr Spaß, ihren Vorgesetzten zu veralbern.

»Hier! Ich will ja nicht so sein.« Hans Borchart reichte Wagner seine Coladose und verschwand in Richtung Vorratsraum, um sich eine neue zu holen.

»Vergiss aber nicht, deinen Strich zu machen!«, rief Petra ihm nach und schaltete ihren Computer an.

»Also, Leute«, begann sie, »wie Major – oder, besser gesagt, Herr Wagner! – vorhin schon sagte, habe ich einen kleinen Vortrag über die Verhältnisse am Horn von Afrika und speziell über Somalia zusammengestellt. Hier seht ihr die Karte des

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Nicola Marni

Todesfahrt

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 576 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-20374-1

Page & Turner

Erscheinungstermin: August 2011

Ihr Schicksal liegt in den Händen somalischer Piraten. Und nur einer kann ihr Leben retten

Im Roten Meer wird der Containerfrachter »Caroline« von einer Handvoll Frauen gekapert, die in der Verkleidung harmloser Mekkapilgerinnen an Bord gekommen sind. Der Verlust dieses Schiffes ist fatal, denn seine Fracht besteht aus militärischer Ausrüstung für die Armee von Somaliland; die Waffen könnten nun in die Hände feindlicher Milizen geraten. Spezialagent Torsten Renk erhält deshalb den Auftrag, das Schiff zurückzuerobern. Doch noch während die Vorbereitungen für die Befreiung der »Caroline« laufen, kapern somalische Piraten ein zweites Schiff. Es handelt sich um die »Lady of the Sea«, eines der modernsten Kreuzfahrtschiffe mit über 2000 Passagieren, darunter einige Prominente aus Politik, Wirtschaft und den Medien. Sofort wird Renk zum bisher schwersten Auftrag seines Lebens abkommandiert – wie soll er den Luxusdampfer befreien, ohne das Leben der Passagiere zu gefährden?